

Christian Kläui

»... vielleicht noch
einmal zu lieben oder
einfach zu sterben.«

Und doch sind zwei Männer, die diese Kastanien gekannt, die vor einem Schauer unter ihnen Zuflucht gesucht, die dort vielleicht geliebt und jedenfalls geträumt haben, aufgebrochen, unter ganz anders garteten Bäumen zu arbeiten und zu leiden, ohne ihre Träume zu stillen, vielleicht noch einmal zu lieben oder einfach zu sterben.¹

Ein Satz auf der ersten Seite von *Das Leben der kleinen Toten* von Pierre Michon.

»... vielleicht noch einmal zu lieben oder einfach zu sterben.«
Wie viel, was muss geschehen sein, dass einer so empfindet? Dass einem Menschen dies geschieht: Dieses letzte Aufbrechen – ins Sterben, in ein wie langes auch immer, oder nochmals ins Leben. Dieser Mensch hat geliebt, das ist gewiss. Und noch einmal zu lieben, es muss nicht gesucht sein, es muss nicht gemieden werden – wer kann es schon steuern. Wer »noch einmal«, vielleicht, sein Herz geben mag, der kennt das Wieder. Und das Wieder hat Spuren hinterlassen: Kann ich, mag ich, finde ich, meide ich noch einmal, wieder diesen Aufbruch, der mich noch einmal, wieder erschüttern wird?

Wer es in der Schwebelässt, vielleicht noch einmal zu lieben oder einfach zu sterben, der lässt in der Schwebel, ob er noch einmal in der Liebe sterben kann. Ob er noch einmal seine Träume begraben kann. Ob er noch einmal, wieder die Kluft ertragen kann, die, unstillbar, das Lieben vom Träumen scheidet. Es ist nicht so, dass er nicht mehr lieben, dass er sich nicht mehr der Liebe beugen mag, das Leben hat ihn nicht gezwungen, das Lieben sein zu lassen. Unüberwindlich verhasst ist es nicht.

Das Lieben muss nicht, nicht mehr erzwungen sein, es könnte auch der Aufbruch ins Sterben sein. »... oder einfach zu sterben«. Auch das bleibt in der Schwebel.

Und etwas steht fest: Nicht im Zwingenden, nicht im Unbedingten und Unverhandelbaren unterscheidet sich der Tod von der Liebe, anders ist er, weil er kein Wieder hat.

* * *

Jeder muss seine Wege im Lieben selbst finden, auch die Psychoanalytiker, auch in ihren Theorien. Freud hat sich erst spät an das Thema herangewagt, er war über 50 Jahre alt, als er 1910 seine *Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens* mit den Worten eröffnete: »Wir haben es bisher den Dichtern überlassen ...«. ² Jetzt ergreift er das Wort und leitet aus dem unterschiedlichen und widersprüchlichen Ineinander von sexuellen Triebstreben und zärtlichen Liebesbanden verschiedene Charaktertypen und Stolpersteine des Liebeslebens her. In den folgenden Jahren wird er das Thema wiederholt umkreisen: Auf dem Hintergrund der Entdeckung des Narzissmus ergründet er die Schicksale unserer Liebeswahlen. Entweder folgen sie den Spuren der Figuren, die uns in der Hilflosigkeit der Kindheit geschützt und genährt haben, oder sie suchen im Spiegel des Narzissmus, was wir selbst sind oder sein möchten. ³ Liebe gehorcht dem Narzissmus oder lehnt sich an die Selbsterhaltung an und darum ist sie nicht eins mit dem Sexuellen. ⁴ Liebe und Sexualität haben weder die gleichen Wurzeln noch die gleichen Ziele.

Der Psychiater und Psychoanalytiker Leon Wurmser formuliert das Spannungsverhältnis so: »Liebe heisst, ich will, dass Du bist. Dein Wohl ist mir mindestens so wichtig, wie das meine.«

Die Liebe folge dabei dem Vorbild der Mutter, die das Kind um seiner selbst willen liebt. Wenn in der Verliebtheit das sexuelle Begehren dazutritt, dem es um Befriedigung der eigenen Wünsche und Besitzgier geht, könne das die Liebe unterwandern. ⁵ – Ob sich allerdings Liebesglut und sexuelles Feuer je so rein voneinander trennen lassen?

Jedenfalls gibt es auch die umgekehrte Idealvorstellung: den Gedanken einer Reinheit der sexuellen Begierde, die gegenseitiges Wohl und Respekt ideal verwirklichen könnte, weil die rein sexuelle Beziehung geschützt bliebe vor den Verwicklungen, Enttäuschungen, Grenzüberschreitungen und Verletzungen, die die Liebesansprüche ins Spiel bringen. Das ist das Versprechen, das perverse Beziehungen, die auf klaren Spielregeln und Reziprozität beruhen, mindestens für Nicht-Perverse bereitzuhalten scheinen.

Freud hatte große Mühe, das Spannungsverhältnis von Liebe und Sexualität theoretisch zu fassen. Er näherte sich den Dingen von der Seite der Sexualität. Und dies ermöglichte ihm, eine Art Algorithmus des psychischen Funktionierens herauszuarbeiten, der für unser Wünschen, Träumen und unsere Triebhaftigkeit gilt. Es geht um Folgendes: Genährt von jener Urfahrung des Glücks und der Befriedigung, die ein Kind empfindet, wenn es an der Brust einer liebenden Mutter gestillt wird, will der Eros diese Glückserfahrung immer wiederfinden. Was wir wünschen, das Künftige, ist an ein Wieder, die Zukunft an die Vergangenheit gebunden. Im Kommenden suchen wir das uneinholbar vergangene, verlorene Glück wiederzufinden.

Dieser elementare Algorithmus entfaltet sich in einem Begehren, das, weil es sein ursprüngliches Ziel nie mehr erreichen kann, sich stetig verschiebt und auf Ersatz aus ist. Es schweift umher und ist der Antrieb, dank dem wir uns neugierig für die Welt öffnen.

Dies ist die lebenszugewandte Seite. Doch kann diese Seite des »noch einmal zu lieben« auch blockiert sein, wenn Verlorenes, in immer gleichen Bildern eingefroren, konserviert werden soll und die immer gleichen Ansprüche an den Andern Dynamik und Entwicklung ersticken, den Partner vereinnahmen und in seinem Begehren kaltstellen. Das ist die Todesseite.